

Nr. 186. Bromberg, den 15. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von **Ludwig Thoma.**

7. Fortsetzung.) ———

Er fuhr durch ein fruchtbares Land, das sich wohlig im Sonnenschein ausbreitete und dem Betrachter alles mögliche von einst und jetzt erzählte.

Von Arbeit, die in uralten Formen geschieht und die Geschlechter der Menschen unverändert erhält; von Freuden, die sich ewig gleich wiederholen in den stattlichen Wirtshäusern, vor denen geputzte Maibäume stehen; vom mühseligen und vom lustigen Leben, das in den kleinen Kirchen den ersten Segen empfängt, und daneben unter den Kreuzen zur Ruhe kommt.

Kleine Wege liefen neben der Bahn her, huschten über Brücken, versteckten sich hinter Stauden und Bäumen, kletterten die Hügel hinauf und schlichen sich verstohlen in grüne Wälder.

Ein Schloß stand hinter einem Weiher und schaute verächtlich über niedere Häuser weg. Es konnte vielleicht die Zeit nicht vergessen, da es ein gräfliches Lustheim war, mit Genien und Wappen über dem Tore, mit einem auf französische Art geputzten Garten dahinter.

Es hörte in seinen Träumen die Fontäne plätschern, die ihr Wasser übermütig in die Höhe schleuderte und zurückfallen ließ auf einen gravitätischen Neptunus und einige niedere Wassergötter. Es träumt von gezierten Schiffen, die auf dem Weiher fuhren, von tapfermutigen Rittern gelenkt, die den preiswürdigen Damen ihre brennende Passion erklärten.

Es dachte an vergangene Zeit und schämte sich der Gegenwart, die es zu einem Kinderasyle gemacht hatte. Seine Pracht mußte untergehen, aber in den niederen Häusern mit den strohgedeckten Dächern hatte sich nichts verändert.

Schnaase, der den Kopf zum Fenster hinaus hielt, mochte, wenn auch nicht das, so doch allerlei denken, und Gedanken sprach er aus.

„Karline, ich warte nu schon die ganze Zeit und sehe nicht die Spur von Industrie. Nischt wie Bauernhäuser un Kirchen un Kirchen un Bauernhäuser. Die ganze Neuzeit mit ihrem kollossalen Fortschritt ist in diese Gegend überhaupte noch nich vorjedrungen. Nich ein Fabrikschlot, nich ein Etablissemank, und wenn ich an so ne Fahrt denke, wie von Berlin nach Leipzig oder Hannover oder nach Halle, denn frage ich mich, wie is es möglich, daß der moderne Geist einfach wie vor ner Schranke halt gemacht hat, und wie is es möglich . . .“

„Gott, Gustav! Das sagt doch schon Bädecker, daß man in der Fremde nich die gleichen Verhältnisse suchen soll, wie zu Hause.“

„Ich lasse mir von Bädecker nich das Denken verbieten, und wenn ich vor ner rätselhaften Erscheinung stehe, dann suche ich eben nach ner Erklärung. Als denkender Mensch, nich wahr?“

„Du bringst dich bloß um den Genuß, weiter nischt. Mir is es doch wirklich mehr wert, daß die Gegend hübsch ist.“

„Hübsch . . . na . . . ja.“

„Fängst du schon wieder an? Ich finde diese kleinen Dörfer und überhaupt alles ganz entzückend.“

„Meinetwegen. Aber Enttäuschung is es und bleibt es, wenn ich mich auf Alpen vorbereite . . . na, laß mal! Ich weiß ja, was du sagen willst, und ich nörgle nich. Ich konstatiere aber die einfache Tatsache, daß hier nicht die Spur von Industrie zu sehen ist. Da! Vier, fünf Häuser mit Strohdächern, un daneben wieder ne Kirche! Nee, das is nu mal ne andre Welt.“

Der Zug hielt oft. Hie und da vor einem kleinen Bahnhofe, manchmal auf freiem Felde. Dann stand auf einer hölzernen Tafel das Wort „Haltestelle“, und eine kleine Hütte aus Wellblech war der Warteraum. Beim Halten und Anfahren prallten die Wagen so auf einander, daß man von den Bänken gehoben wurde.

Und einmal fiel Stine einem gegenübersitzenden Landmanne, der in Zeidolfing eingestiegen war, auf den Schoß.

„Ochott! Neun!“ rief sie schmerzlich aus und schob sich den Hut wieder gerade. „So fährt man doch nich!“

„Er werd eahm net gnua Dampf hamm; er ziahgt eahm a weng hart o,“ sagte der Zeidolfinger.

Stine blickte ihn ratlos an. Sie konnte kein Wort verstehen.

„Er werd eahm z'weng Dampf hamm,“ wiederholte der Mann freundlich, aber es konnte sich keine Unterhaltung entspinnen.

Man fuhr noch eine Weile durch das Vilstal, und endlich schnaufte die Lokomotive sehr erschöpft im Bahnhofe von Altaich.

Schnaase stieg rasch aus und sah sich nach einem Hoteldiener um.

Es waren aber nur zwei Leute da.

Der Bahnvorstand Heigelmoser und der Stationsvorsteher Simmerl.

Heigelmoser grüßte ritterlich, setzte seinen Kneifer zurecht und ging zur Lokomotive vor, was er sonst nie tat, und richtete im Befehlstone Fragen an den Lokomotivführer Schanderl, der so verblüfft war, daß er anständig und freundlich antwortete.

Hinterdrein glaubte er, daß der Adjunkt übergeschnappt wäre.

Er wußte nicht, was er für eine unwürdige Rolle hatte spielen müssen, damit der Heigelmoser sich vor der eleganten jungen Dame ein Ansehen geben konnte.

Schnaase wandte sich an den Stationsdiener.

„Sagen Sie mal, wer schafft denn hier das Gepäck ins Hotel?“

Simmerl schaute ihn verständnislos und gleichgültig an.

Er brummte, daß er von keinem Hotel nichts wisse.

„Wir wollen doch hier . . . du hast den Namen aufgeschrieben, Karline . . .“

„Hotel zur Post“ las Frau Schnaase aus ihrem Notizbuche vor.

„Von da Post is neamd da. Von da Post kimmt überhaupts neamd . . .“

„Ja, sollen wir unser Gepäck selbst auf der Karre hinbringen? Heiliger Bimbam, nu wird mir die Bummelei aber doch zu stark! . . .“

Heigelmoser eilte heran und klappte die Absätze zusammen.

„Bahnvorstand Heigelmoser . . .“

„Sehr angenehm; mein Name ist Schnaase. Sagen Sie mal, Herr Bahnvorsteher . . .“

„Die Herrschaften wollen ihr Gepäck in die Post schaffen lassen?“

„Aber natürlich! Ich verstehe nur nicht . . .“

„Die Herrschaften sind vermutlich zum Kuraufenthalt eingetroffen?“

„Jawollja . . . aber sagen Sie mal, was sind denn das für Zustände? Es muß doch jemand vom Hotel am Zuge sein . . .“

Heigelmoser lächelte.

Die Leute sind der Situation noch nicht gewachsen . . .“

„Nanu! Wenn man schon die größten Inserate losläßt . . .“

„Vielleicht kann das Gepäck einstweilen hier eingestellt werden, und dann holt man es von der „Post“ ab?“

„Also gut. So wird's wohl gehen, Karoline?“

Frau Schnaase nickte. Henny fing belustigt den huldigenden Blick des Adjunkten auf.

Das spornte ihn zu neuer Liebenswürdigkeit an.

„Das kleine Gepäck lasse ich den Herrschaften gleich besorgen. Das können ja Sie tragen,“ sagte er zum Stationsdiener.

Simmerl, dem sein Vorgesetzter gar zu geschäftig vorkam, war unwirsch.

„I?“ fragte er.

„Nehmen Sie's nur und begleiten Sie die Herrschaften!“

„Ja, i muaß do de zwoa Kaibln ei'lad'n vom Hartlwirt z' Tandern . . .“

„Die laden Sie später ein!“

Simmerl fand, daß sich der Herr Adjunkt ein wenig krautig machte, und er hätte sich am liebsten widerhaarig benommen, aber eine Ahnung, daß bei der Geschichte etliche Maß Bier herausschauen könnten, stimmte ihn versöhnlich.

Er nahm eine Hutschachtel und zwei Taschen und ging voran. Stine folgte mit dem andern Gepäck. Hinter ihr ging die Familie Schnaase, die sich freundlich von Heigelmoser verabschiedet hatte.

„Was er für verliebte Nasenlöcher machte!“ sagte die Tochter.

„Henny! Wenn uns schon jemand freundlich entgegenkommt . . .“

„Gott, Mama! Hältst du es für nötig, bei jeder Gelegenheit erzieherisch zu wirken? Ich gestehe dir offen, daß ich keinen Geschmack daran finde.“

Frau Schnaase, die auf der staubigen Straße bei der prallen Hitze genau so schlecht gelaunt wurde, wie ihre Tochter, wollte heftig erwidern, aber der Vater nahm das Wort.

„Kinner! Mir geht allmählich 'n Seifensieder auf. Dieses biedere, um verschiedene Jahrhunderte zurückgebliebene, schlichte Volk hat uns Berliner auf unserm ureigensten Gebiete geschlagen, nämlich auf dem Gebiete des Zeitungs- und Inseratenwesens! Allerhand Achtung vor dem geriebenen Jungen, der das, was wir hier sehen, mit fetten Buchstaben ausgerechnet in einem Berliner Blatte als Höhenluftkurort ausschreiben ließ. Der Mann hat Mut und Phantasie, und die Art, wie er uns eingewickelt hat, imponiert mir. Wenn ich 'n Berliner Inserat lese, bin ich vorsichtig, und kommt's recht dicke, denn denke ich mir: Scheibe mein Herzken. Aber wenn das Auge mitten unter den großstädtischen Schwindelannoncen ganz unvermutet auf so ne angepriesene bayrische Oase fällt, dann riecht's förmlich nach Natur und Treuherzigkeit, und kein Mensch denkt an Schwindel, und man malt sich ne Idylle aus, man gibt noch selbst was dazu, weil man glaubt, dieses schlichte Volk hat gar nich den Mut, ordentlich aufzutragen. Man denkt, es is zu schüchtern, zu naiv. Un denn eilt man auf Flügeln des Vertrauens her und sieht, was einem die Brüder als Höhenluftkurort in den Voralpen angedreht haben . . .“

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter“, sagte Frau Schnaase, deren Antlitz von Sonnenhitze und Empörung glühend rot geworden war.

Sie blieb stehen, und man sah es ihr an, daß eine übermächtige Bitterkeit in ihr aufgequollen war.

„Nanu, Olleken!“ rief ihr Mann etwas erschrocken aus.

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter. Ich habe es satt, mich von dir und Henny quälen zu lassen . . .“

„Aber Mama!“

„Ja! Quälen und peinigen . . .“

Frau Schnaase kämpfte mit den Tränen.

„Ihr tut ja gerade, als ob ich verantwortlich wäre für alles, was euch nicht gefällt. Nein! Fällt mir doch gar nicht ein! Ich tue einfach nicht mehr mit. Sag' dem Mann, er soll das Gepäck zurücktragen! Wir nehmen den nächsten Zug. Ich fahre heim, und ihr könnt ja tun, was ihr für gut findet . . .“

„Aber, Karline, nu beruhige dich wieder! Du bist 'n bißchen nervös geworden . . .“

„Ich? Ihr natürlich nicht!“

„Wir ooch. Es fällt mir doch nich im Schlafe ein, dich zu kränken oder dich verantwortlich zu machen . . . Nee! Und sieh mal zu, wir gehen jetzt ruhig ins Hotel, und denn ruhen wir uns aus . . . nicht wahr? Und denn sehen wir schon, was zu tun ist . . .“

„Also gut! Ich gehe noch mal mit. Aber, Gustav, das sage ich dir, wenn du noch mal auf mir piekst, dann packe ich sofort.“

„Bong! Nu komm aber. Wir wollen doch nich hier auf der Straße . . . Der Kerl spitzt schon die Löffel . . .“

Die Familie legte den letzten Teil des Weges schweigend zurück, und in Schnaase erregte alles, was er nun unterdrücken mußte, einen heftigen Zorn.

Unterm Tore der „Post“ standen der Blenninger Michel und sein Hausknecht Martl. Sie hielten eine Siesta ab, indem sie nichts sprachen und abwechselnd aufs Pflaster spuckten. Sie wurden empfindlich gestört. Zuerst mußten sie erstaunen über die Prozession, die hinterm Simmerl von der Bahn herauf kam, dann mußten sie ihre Stellung räumen, weil die Leute offenbar in die „Post“ kamen, und dann trat der dicke Herr auf den Blenninger zu und sagte in einer unangenehm scharfen Sprache:

„Der Mann behauptet, daß Sie der Posthalter sind.“

Michel schaute mit unerschütterlicher Ruhe in die zornigen Augen des Fremden und antwortete langsam: „I bin da Posthalter jawoi . . .“

„So? Na, dann will ich Ihnen mal was sagen. Wenn Sie Ihren famosen Voralpenkurort schon ausschreiben, wissen Se, wenn Sie schon das Geld für Inserate ausgeben, dann können Se sich auch den Luxus gestatten und 'n Hoteldiener auf die Bahn schicken, nich wahr? Das is nämlich so Usus in Europa, wissen Se, und zu Europa gehören Sie am Ende ooch noch, nich wahr? Das is nämlich keine Manier, wissen Sie, daß man Gäste anlockt, und denn läßt man sie auf der Bahn stehen und zwingt die Damen, die staubige Straße da heraufzupaddeln. Das können Sie machen, wissen Se, mit Ihren ausgewachsenen Rabattentretern, aber nich Damen, nich wahr? Diesen Mindestgrad von Kultur müssen Se hier ooch noch leisten, verstehen Se, oder lotsen Se die Leute nich her in Ihre Schwindelalpen und schicken Se ganz einfach 'n Wagen an die Bahn. Das wollte ich Ihnen zunächst mal sagen, verehrter Herr!“

Die Wirkung auf den Posthalter war sehr stark.

Zuerst schaute er harmlos und interessiert dem Herrn auf den Mund und bewunderte ihn, daß er die Worte so schnell hintereinander ausstoßen konnte, aber allmählich zog er den Kopf ein und schielte verlegen zum Martl hinüber, der mit weitaufgerissenen Augen den Vorgang beobachtete, und dann nahm der Blenninger die Mütze ab, kratzte sich hinter den Ohren und sagte, als Schnaase fertig war: „Ja . . . ja . . . und nacha wollen S' wahrscheinli dableib'n?“

„Das kommt auf Verschiedenes an, nich wahr? So Koblenz=Coblenz lassen wir uns nich mehr auf den Leim locken, aber jedenfalls müssen wir jetzt 'n paar Zimmer haben . . .“

Der Posthalter ersah die Gelegenheit zur Flucht und um seinen Rückzug zu decken, schrie er in die Gaststube hinein:

„D' Fanny soll komma! Herrschaft'n san da . . . machts amal, daß d' Fanny außa kimmt!"

Dann schlüpfte er schneller, als es seine Gewohnheit war, in die Gaststube, wo er sich auf das Ledersofa am Ofen in einen ganz sicheren und gedeckten Winkel setzte. Er holte sich mit einer schwerfälligen Bewegung eine Zigarre aus der Tasche, und indes er den Rauch nachdenklich vor sich hinblies, hörte er wie von ferne noch einmal das Schnellfeuer des Berliners.

„Ja, Herrschaftsſax'n! . . . Resi! Sag' da Köchin, sie soll ma'r an Kaffee einaschick'n . . . ja, Kreuzbirnbaum und Hollerstaud'n! Ja, Herrschaftseit'n überanand! . . .

Martl ließ seinen Herrn im Stich, als er merkte, daß sich die Geschichte auf ihn und den neumodischen Bahnhofdienst hinüberreiben konnte.

Er zog sich zurück und entwischte in das Kutscherstübl zu seinem Freunde Hansgirgl, der als Postillon täglich von Altaich nach Sassau fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Der 300-Kilometer-Skat.

Humoreske von Charlie K. Roellinghoff.

Die Herren Fliege, Kortz und Kneifer haben ein Abteil Dritter im Zuge Berlin—Dresden besetzt. Das heißt — eigentlich dürften sie das ja nicht, denn das Abteil ist ja für acht ausgewachsene Staatsbürger vorgesehen. Aber Fliege, Kortz und Kneifer haben jedes freie Plätzchen mit Koffern, Mänteln, Hüten und Stöcken belegt. Kortz hat sich zum Fenster hinausgelehnt, Fliege und Kneifer kleben selbander an der Tür. Jedermann muß der Meinung sein, daß nur noch ein diplomierter Schlangenakrobat hier Platz fände.

Nicht so ein gewisser Dollberg, der die Vorposten durchdringt und ruhig sagt: „Na, hier is ja noch was frei, nich?"

Drei böse Blicke treffen ihn, den Eindringling. Weder Fliege noch Kortz, noch Kneifer sagen ein Wort, aber man sieht ihnen an, daß sie Dollberg nichts Angenehmes wünschen. Nebenhin bemerkt Kneifer laut: „Vorne sind noch ganz leere Abteile hat eben der Schaffner gesagt!"

„Mich stören Sie nicht, meine Herren!" meint Dollberg.

Der Zug rollt aus der Halle. Kneifer zieht ein Skatspiel aus der Tasche und schlägt ein Partiechen vor. Kortz muß bedauern: „Skat spiele ich nicht."

Kneifer und Fliege erregen sich: „Du spielst nicht Skat? Das hättest uns früher sagen sollen!"

„Du spielst nicht Skat? Da hättste weiß Gott daheim bleiben können . . .!"

„Ihr könnt mir's ja beibringen!"

Und schon hat Fliege jedem zehn Karten hingelegt.

„Du hast zwei Karten vergessen!" moniert Kortz.

„Idiot! Das ist doch der Skat. Den kauft man, wenn man das Spiel bekommt. Das heißt, man kann auch aus der Hand spielen. Dann braucht man nicht zu kaufen."

„Verstehe ich nicht", sagte Kortz. „Ihr scheint selber nicht Bescheid zu wissen. Entweder kauft man oder man kauft nicht! Wobei bleibt's?"

„Du wirst schon sehen," sagt Kneifer. „Paß mal auf. Nimm an, du hast einen Jungen, nich?"

„Zwei habe ich," korrigierte Kortz, „und ein Mädel!"

„Nicht doch! Jungen nennt man die Buben!" erklärte Fliege.

„Man kann auch Wenzel sagen," fügt Kneifer hinzu.

Kortz wirft die Karten weg.

„Vielleicht einigt ihr euch erst mal, ja? Jungen oder Buben oder Wenzel! . . . Eins von den Dreien. Das ist doch schließlich nicht zum Aussuchen!"

„Paß auf!" schreit Kneifer. „So kommen wir ja nicht weiter! Es wird nun gereizt. Hast du einen von den schwarzen Jungen, so spielst du nur mit einem!"

„Und was macht der andere inzwischen?"

„Du hast es falsch erklärt!" ereifert sich Fliege. „Paß auf, Kortz. So ist die Geschichte: wenn du den Pikjungen hast, spielst du o h n e Einen!"

Wieder schmeißt Kortz die Karten weg: „Ihr macht einen ja verrückt!! Entweder m i t E i n e m oder o h n e Einem!? Ihr scheint das ja selbst nicht zu wissen! . . . Ich mache nicht mit."

Kortz hüllt sich von Kopf bis zu Fuß in eine größere Zeitung.

Kneifer und Fliege sind verstimmt. Sie haben sich so auf den Skat gefreut und blicken drein wie Gewohnheitsmorphinisten, denen man das süße Gift entzogen hat.

Hier rückt Dollberg etwas näher und meint: „Ich kann ein bißchen Skat spielen . . . Wenn die Herren mit mir vorlieb nehmen wollen? Aber nicht zu hoch, wenn ich bitten darf! . . ."

Kneifer und Fliege sind hocherfreut. Wie man sich täuschen kann! Scheint doch ein sympathischer Mensch zu sein!

„Gestatten: Dollberg!"

„Fliege! Angenehm!"

„Kneifer. Sehr angenehm! . . . Ich schlage vor: einen halben Pfennig!"

„Dann können wir ja gleich um Pfeffernüsse spielen!" sagt Fliege. „Das Mindeste wären schon . . . sagen wir mal . . ."

„Meine Herren, höher als fünf Pfennige spiele ich prinzipiell nicht!" läßt sich Dollberg hören.

„Also bleibt's bei drei Pfennigen!" erklärt Fliege. „Wer gibt?"

Herr Dollberg ergreift die Karten mit einer schnellen Bewegung und gibt Karten. Nicht, was man gemeiniglich „Kartengeben" nennt. Nein — Herr Dollberg nimmt immer ein Blatt zwischen Daumen und Zeigefinger, gibt ihm einen nicht wahrnehmbaren Ruck — und schon fliegt die Karte wie der Blitz in einer Ellipse durch das Abteil und saust — während die nächste schon unterwegs ist — auf den ihr bestimmten Platz, vor Fliege, oder Kneifer, oder den Kartengeber selbst.

„Wunderbar machen Sie das!" kann sich Kneifer nicht enthalten.

Auch Kortz hatte interessiert zugesehen.

Kneifer hat die Hand voll Karos. Drum sagt er, um seine Karten nicht zu verraten: „Piks habe ich genug, meine Herren!"

„Dann bitte ich die Herren jeden um 13 Mark 50!" sagt Dollberg schlicht und breitet sein Blatt offen aus. „Grand ouvert! Mit Vieren, spielen Fünf, Schneider Sechs, angesagt Sieben, Schwarz Acht, angesagt Neun . . . Neun mal 50 ist 4,50 . . . mal drei Pfennige — wie gesagt 13 Emm 50 pro Nase."

Kortz schlägt eine recht fettige Lache an.

„Was es da so blöde zu lachen gibt!" knurrt Fliege.

Herr Dollberg erhält 27 Mark, und das Spiel geht weiter. Herr Fliege kann die Karten lange nicht so schnell und kunstvoll verteilen wie Herr Dollberg. Dieser sieht lächelnd zu.

„Himmel!" stöhnt Kneifer. „Fliege, geh dir die Hände waschen! Ich habe ja ein miserables Blatt!"

„Kannst dich ja bei der Stralsunder Kartenfabrik beschweren!" rät Fliege giftig.

„Hast du den Prozeß gegen die Fischhandlung gewonnen?" fragt Kneifer tückisch.

„Gegen welche Fischhandlung?" fragt Dollberg sanft.

„Na, gegen die Fischhandlung, die ihn verklagt hat, weil er einmal hingeguckt hat — und die Fische sind alle gestorben! . . ."

Herr Dollberg lacht bereitwilligst und erlaubt sich, ein Riesenspiel zu gewinnen. Er erhält von jedem der Herren sieben Mark.

„Ein schönes Spiel!" sagt Kortz begeistert.

„Ja", stimmt Dollberg zu. „Schade nur, daß ich jetzt aussteigen muß!" Und er erhebt sich.

„Na, hören Sie mal!" sagt Fliege. „Das wäre ja noch schöner! Im Gewinn! Und dann aufstehen! Das ist doch nicht fein!"

„„Tja, meine Herren, wenn Sie mir die Auslagen ersetzen . . . Ich fahre gerne noch eine Station weiter . . . Aber das kostet mich . . sechs Mark, hin und zurück . . ."

Herr Dollberg empfängt sechs Mark.

Endlich erhascht auch Kneifer ein großes Spiel. Die Karten klatschen auf die Bank. Kneifer triumphiert: „Karo Aß! Bedienen bitte! Karo zehn! . . . Die Jungens sind doch raus, wenn ich richtig gezählt habe!"

„Natürlich sind sie raus!" bestätigt Fliege.

„So!" kräht Kneifer. „Dann bitte ich mal Treff-Aß zu bedienen, könnt ihr nicht, hähä! . . . Aber mit dem Jungen stechen könnt ihr auch nicht mehr, was, hähä?"

„Warum denn nicht?" sagt Herr Dollberg.

„Weil keine mehr da sind!" kräht Kneifer. „Oder wollen Sie einen aus der Luft greifen?"

„Wie Sie befehlen!" sagt Herr Dollberg und greift mit der Hand in die Luft. Als er die Hand wieder senkt, hat er den Coeurbuben und legt ihn auf den Tisch, sticht Kneifers Treff-Aß. Kneifer hat verloren ...

Kneifer ringt teils die Hände, teils nach Atem .... „Einen Moment! ... Bedaure ..." Er durchsucht die Karten — findet aber nur die reguläre Anzahl von vier Buben ...

„Trümpfe zählen, lieber Herr Kneifer! Trümpfe besser zählen!" sagt Herr Dollberg, der überhaupt den Eindruck erweckt, als sei ihm der Gewinn gar nicht recht. Trotzdem steckt er die verlorenen acht Mark des Herrn Kneifer ein.

„So, nun muß ich aber wirklich aussteigen und zurückfahren!" sagt er dann. „Meine Herren, wenn Sie wieder einmal hier langfahren — ich stehe gern zur Verfügung!"

„Aber Sie werden doch jetzt nicht gehen und uns hier im Brand lassen!" stöhnt Kneifer. „Fliege und ich zahlen zu, was das kostet, und Sie fahren bis Dresden mit!"

Herr Dollberg ziert sich ein wenig. Dann meint er achselzuckend: „Tja, meine Herren ... Da verliere ich sehr viel Zeit ... Ich muß dann schon in Dresden übernachten ... Hotelspesen ... Rückfahrtspesen ... Aber wenn Sie mir das ersetzen wollen ..."

Man ersetzte es. Das Spiel ging weiter ...

Das Morgengrauen des nächsten Tages sah ein Zimmerchen in einem kleinen Dresdner Hotel, wo sich Herr Dollberg soeben von den Herren Fliege und Kneifer verabschiedete: „Also, es bleibt dabei, meine Herren: ich lege für Sie die Hotelrechnung hier aus ... Inzwischen telegraphieren Sie nach Berlin. Das Geld können Sie im Laufe des Vormittags hier haben. Ich komme noch einmal vorbei ... Habe die Ehre, meine Herren! ..."

Und kurz darauf trat Herr Kortz frisch, rosig und ausgeschlafen in das Zimmerchen, dehnte die Arme, lachte und sprach: „Seid ihr auch schon auf? ... Ich habe, weiß Gott, geträumt, ihr wär't einem Falschspieler in die Hände gefallen! ... Kommt, jetzt bringt ihr mir den Skat bei, ja?"

Unten im Vestibül, hatte derweilen Herr Dollberg eine langwierige Verrechnung mit dem Portier, denn es waren ausgerechnet 16 Prozent von drei Hotelrechnungen herauszubringen ...

Der König diktiert.

Anekdote, erzählt von **Hubert Südekum**.

Zehn Jahre nach dem Siebenjährigen war's. Mitten im Sommer, an einem blaugoldenen Nachmittag.

Da steht Hintz, Königlich Preußischer Förster und ehemaliger Leibjäger, vor seinem Häuschen irgendwo im Schlesier Land, schmaucht die Pfeife und schaut wohlgemut nach dem Walde und den Höhen hinüber. Gut gefällt's ihm hier, recht gut sogar. Wahrlich, ein dankenswerter Einfall war's vom König, als der vor drei Jahren seinem alten Diener diesen Posten hier verlieh. Wenn's nur mit dem Häuschen nicht so trüb aussähe! Ist das Dach doch morsch und das Gemäuer bröcklig.

Da poltert Hufgeklapper jählings in des alten Försters Denken, und wie er sich umschaut — ei, der Kuckuck! — springt aus der Kavalkade ein Reiter vom Pferde, stützt sich auf den Krückstock und kommt geradewegs auf ihn zu. Ist's nicht der König selbst? Wirklich und wahrhaftig! Und er spricht den alten Diener an. Hat sich seiner erinnert auf der Revue in Schlesien und fragt ihn nun: „Ist Er zufrieden mit Seiner Lage?"

„Oh ja, Majestät", gibt Hintz zur Antwort, „und ich danke auch untertänigst für die Gnade, mich auf meine alten Tage so versorgt zu haben, aber ..."

Wie der Grünrock verlegen die Achseln zuckt, forscht der König? „Heraus mit dem Aber! Was kann es denn sein, da Er zufrieden ist, wie Er sagt?"

„Meine Wohnung ist sehr baufällig" berichtet Hintz. „Sie stürzt mir bald zusammen."

„Ja so, da kann ich Ihm nicht helfen. Er muß sich an die Kriegs- und Domänenkammer wenden."

„Das habe ich schon dreimal schriftlich getan, aber ohne Erfolg."

„Wer weiß, wie und was Er geschrieben hat! Mit der Feder wußte Er nicht recht Bescheid."

„Ich habe gerade so geschrieben wie an Ew. Majestät selbst."

„So laß Er hören, wie?"

Hintz besinnt sich kurz, dann deklamiert er: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr! —

„Und doch hat Er keinen günstigen Bescheid erhalten? Das ist unartig." Nachdenklich geht der König auf und ab. Dann wendet er sich dem Hause zu: „Komm Er! Hol' Er Feder, Tinte und Papier!"

In der Försterstube knallt sich der König auf einen Stuhl, rückt den Dreispitz in den Nacken und befiehlt: „Nun schreib Er; ich werd Ihm diktieren! Fang Er aber an wie sonst."

Der Grünrock sitzt und schreibt; der Alte Fritz diktiert: „Seine Königl. Majestät befehlen Ew. Königl. Majestät, die Wohnung des Försters Hintz a dato in vier Wochen spätestens in baulichen Stand zu setzen, widrigenfalls versichern Se. Majestät, daß Ew. Königl. Majestät ein Donnerwetter auf den Schädel fährt."

Jeh! fährt's dem Schreiber in die Glieder, und zitternd nur bringt er die Schrift zustande.

„So, nun schließ' Er die Eingabe. Und dann geb' Er mir das Papier!"

An den Rand schreibt jetzt der König: „Wenn dem Gesuch des Försters wieder nicht stattgegeben wird, so werde ich mit Ew. Majestät persönlich sprechen. Friedrich."

Punktum. Dann reicht er Hintz die Hand, und fünf Minuten später stiebt die Kavalkade wieder weiter. — — —

Die Eingabe geht ab ... Zwei Tage darauf kommt per Extrapost eine Deputation der Kammer, und — hol's der Teufel! — nach vier Wochen hat der Hintz ein Häuschen ohne Fehl und Tadel.

So ist's geschehen, wirklich und wahrhaftig. Noch jetzt erzählt man's sich im Schlesier Land bei Neisse.



* **Schüsse auf Monte Carlo.** Vor einer Woche starb in Newyork ein alter Türke, namens Hassan Nurri Bey, in den ärmlichsten Verhältnissen. Bei Durchsicht seiner Papiere stellte es sich heraus, daß er vor dem Kriege in der türkischen Marine gedient hatte und Kapitän eines Kreuzers gewesen ist. Der Tod Hassan Nurri Beys ruft die Erinnerung an ein tolles Husarenstück wach, das er sich vor ca. 20 Jahren geleistet hat. Nurri Bey machte mit seinem Kreuzer eine Weltreise, und legte bei dieser Gelegenheit auch in Monte Carlo an. Er suchte das Kasino auf, spielte dort eine ganze Nacht lang und verlor 40 000 Franks, die er sofort bezahlte. Am nächsten Morgen erschien jedoch bei der Direktion der Spielbank eine Matrosen-Ordonnanz des im Hafen liegenden türkischen Kreuzers. Der Matrose übergab einen Brief seines Kapitäns, in dem dieser die Leitung der Bank aufforderte, ihm sofort die verlorenen 40 000 Franks zurückzuzahlen, widrigenfalls er das Kasino in Klumpen schießen lassen würde. Seine Drohung unterstützte er durch 5—6 Schreckschüsse, die er in der Zwischenzeit von dem Kreuzer abfeuern ließ. Die Direktion, in tausend Ängsten, übergab dem Matrosen die geforderten 40 000 Franks, und der Kreuzer dampfte ab. Für den Kapitän hatte die Sache aber noch ein übles Nachspiel. Man hatte in Konstantinopel von dem tollen Streich gehört, stellte Nurri Bey vor ein Kriegsgericht, und er mußte seinen Abschied nehmen. Im Weltkriege bot er seinem Vaterland wieder seine Dienste an. Aber er wurde nicht mehr in der türkischen Armee aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.